

Literatur-Rundschau

Klaus Harpprecht: Die Gräfin. Marion Dönhoff. Eine Biographie. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag 2008, 592 Seiten, 24,90 Euro.

Nach Hermann Schreiber über Henri Nannen (München 1999), Peter Merseburger über Rudolf Augstein (München 2007) nun also Klaus Harpprecht über Marion Dönhoff (1909 – 2002). Diese Bücher fügen sich zu so etwas wie einer Trilogie eines großen, in Hamburg geschriebenen Kapitels der westdeutschen Journalismusgeschichte. Es ist nicht die erste Biografie über diese Grande Dame des nachkriegsdeutschen Journalismus: Lesenswert noch immer das kompakte Taschenbuch von Haug von Kuenheim (1999); viel Beachtung fand vor Jahren die denkwürdige Konstellation von Alice Schwarzer als Autorin und der Gräfin, die das Buch „Marion Dönhoff. Die widerständige Gräfin“ (1996) ausdrücklich autorisierte.

Harpprechts Werk aber ist nun die gewissermaßen offizielle Biografie, geschrieben mit Unterstützung der Familie und des Hauses der „Zeit“. Niemand konnte auch nur entfernt dafür so prädestiniert sein wie dieser bewundernswerte Elder Journalismman: Seine 2254 Seiten (auf Dünndruckpapier!) umfassende Biografie Thomas Manns hatte Mitte der neunziger Jahre Furore gemacht (Reinbek bei Hamburg 1995); sein Erstlingswerk als Biograf galt 1987 Georg Forster (1754-1794) („Georg Forster oder Die Liebe zur Welt“) und 2004 erschien seine bewegende Lebensgeschichte eines Wider-

standspfarrers (Harald Poelchau. Ein Leben im Widerstand).

Ja, bewundernswert allein die Recherchekraft, mit der dieser Journalist nun jenseits seines achtzigsten Lebensjahres ans Werk ging und damit jedem gelernten Historiker glatt Paroli bietet: „In den Kellergelassen der ‚Zeit‘ in Hamburg liegen, wohl geordnet, 685 Leitzordner mit der Korrespondenz der Gräfin seit 1960 (die Akten aus den ‚Zeit‘-Jahren davor wurden überflutet und danach leider vernichtet)“ (S. 542). In einer dreiseitigen „Danksagung“ deutet er an, welche „Papiergebirge“ – neben der reichlich vorhandenen Literatur, den notwendigen Gesprächen und Besuchen vor Ort – er durchdringen musste, um „die bedeutendste Journalistin unter den Deutschen des zwanzigsten Jahrhunderts“ porträtieren zu können.

Dies wurde ein umfangreiches Werk, obgleich es mit der Übernahme der Chefredaktion der „Zeit“ durch die Gräfin im Juli 1968 endet; an die Fortsetzung, ihr „Drittes Leben“ müsse sich ein „jüngerer Schreiber, eine junge Schreiberin“ machen. Ihnen wünscht Klaus Harpprecht: „Courage!“ So verständlich diese Stabübergabe angesichts der Materialfülle einerseits von Dokumenten und andererseits mit den opulenten Jahrgängen dieser 1946 lizenzierten und bis heute journalistisch wie wirtschaftlich prosperierenden Wochenzeitung auch ist – dies bleibt meine eigentliche Kritik an Klaus Harpprecht: dass er uns den Genuss an seiner Fortsetzung der Erzählung und Analyse dieses Le-

benswerkes verweigert (ich gestehe zu: in seinem Interesse – verweigern musste). Worin diese biografische Herkulesaufgabe bestehen wird, die mit der Übernahme der Chefredaktion durch Marion Dönhoff beginnt, macht er – hoffentlich die oder den Berufenen nicht gleich abschreckend – deutlich, denn nun beginnt eine Karriere ohne Beispiel: „[die] der publizistischen Autorität und des Aufstiegs zur quasi ‚öffentlichen Person‘, die im Lande und in der Welt als Repräsentantin des neuen, des demokratischen Deutschland respektiert wurde – eine Rolle, nach der sie niemals gedrängt hat. Diese Epoche zu schildern [...] hätte es eines zweiten Bandes bedurft, der ihre Reisen, ihren politischen Einfluss, die Komplexität der Verhältnisse in der Redaktion und im Verlag der ‚Zeit‘ mit der nötigen Sorgfalt beschreiben müsste“ (S. 28).

Eine Vorahnung, was da an Arbeit, aber auch an Faszination wartet, lässt sich bei der Lektüre des 2008 erschienen Tagungsbandes „Die Zeit‘ und die Bonner Republik“ (Hg. von Christian Haase und Axel Schildt, Göttingen) ahnen. Wer auch immer sich daran wagen wird, sollte gar nicht erst den Versuch machen, dem stilistischen Glanz und der narrativen Phantasie dieses meisterlichen Biografen nachzueifern. Vielleicht verlangt dieser zweite Band schon von der Epoche, von der Sache her einen ganz anderen Zugriff, wie ihn etwa Christina von Hodenberg so glänzend in ihrer Studie über die „westdeutsche Medienöffentlichkeit 1945 – 1973“ (Göttingen 2006) praktiziert hat.

Es macht in der Rezension eines solchen Buches gewiss keinen Sinn, fast 600 inhaltlich dichte Seiten irgendwie zu referieren. Klaus Harpprecht erzählt in fünfzehn Kapiteln

vom „Ersten Leben“ der „kleinen Gräfin“, dieses „späten Geschöpfes einer feudalistischen Welt“, also der Kindheit und Jugend, der Flucht aus Ostpreußen und dem „Zweiten“, den Jahren nach 1945, der „Rettung aus der Niemalszeit“. Spannend die Kapitel, die am Beispiel dieser Wochenzeitung deutlich machen, wie schwer es dieser Nachkriegsgesellschaft fiel, sich aus den Nachwehen des Nationalsozialismus zu befreien; ohne die Lernbereitschaft in Richtung Demokratie, die persönliche Entschlossenheit und die ganz persönliche Glaubwürdigkeit von Marion Dönhoff wäre der „Zeit“ dieser Weg wohl nie gelungen (und sie würde heute sicherlich nicht mehr existieren!).

Klaus Harpprecht hat seine Biografie als jemand geschrieben, der – selbst Autor der „Zeit“ bis heute – Marion Dönhoff über viele Jahrzehnte kannte, „ohne ihr sehr nahe zu sein“ (S. 541). Sein Tenor ist Sympathie, manchmal auch Bewunderung, immer tiefe Empathie, aber dies hindert ihn nicht an der notwendigen Distanz. Er porträtiert sie als eine der „großen Frauen des vergangenen Jahrhunderts“, zu ihren Lebzeiten schon „Legende“, „engagierte Zeugin des Jahrhunderts“ (S. 13), aus persönlich schwieriger, ja schmerzlicher, aber notwendiger Einsicht und trotz des Hasses, den sie damit auf sich zog, mutige publizistische Protagonistin der Neuen Ostpolitik Willy Brandts. Andererseits: „Es kann ihr nicht nachgesagt werden, dass sie zu der Handvoll brillanter Stilisten gezählt hätte, die im Journalismus deutscher Sprache ihr Wesen trieben, auch nicht zu den Artisten im eigenen Blatt“ (S. 18).

Gleichwohl hinterließ sie ein imponierendes journalistisches Werk, dutzende Bücher, von denen

manche noch lange bleiben werden. Unstrittig auch für Harpprecht ihre institutionelle Leistung, dass sich unter ihrer Leitung als Chefredakteurin – in dieser Rolle geradezu ein Unikat – eine „Wochenzeitung von europäischer, ja weltweiter Geltung entwickeln konnte“ (S. 18).

Schön, dass dieser Biograf selbst zu jener „Handvoll“ zählt! So liest sich sein Buch spannend und elegant wie der Roman eines Stilisten von klassischem Rang. Wer zu den Gebildeten dieses Berufes Journalismus gehört oder dazu werden möchte, wer die Nachkriegszeit aus dieser Berufs- und Medienperspektive erleben möchte, deren Zeitzeuge dieser Autor ja auch ist, der muss dieses Epos über eine Frau lesen, von der Katharina Focke sagte: „Sie war ein Meisterwerk als Persönlichkeit.“

Wolfgang R. Langenbucher,
Wien/München

Gisela Friedrichsen: Im Zweifel gegen die Angeklagten. Der Fall Pascal – Geschichte eines Skandals. München, Hamburg: Random House und Spiegel-Verlag 2008, 237 Seiten, 19,95 Euro.

Der Fall Pascal bewegte die ganze Republik: Ein kleiner Junge aus Saarbrücken-Burbach kommt am 30. September 2001 vom Spielen nicht mehr nach Hause, verschwindet spurlos. Bis heute ist nicht geklärt, was mit ihm passiert ist – es gibt Indizien, aber keine Beweise, es gibt kein Blut, kein Sperma, keine Fotos und vor allem keine Leiche. Der Prozess gegen zwölf Menschen, die drei Jahre nach Pascals Verschwinden wegen sexuellen Missbrauchs und Mordes an dem Fünfjährigen vor dem Landgericht Saarbrücken

angeklagt werden, wird hochemotional in den Medien diskutiert. Die Wirtin der „Tosa-Klaus“, einer Saarbrücker Kneipe in der Nähe des Kirmesplatzes, zu dem Pascal an jenem Sonntag wollte, soll ihren Stammgästen gewerbsmäßig kleine Jungen zum Missbrauch „angeboten“ haben. Nach mehrfacher schwerer Vergewaltigung sei der Junge nach Ansicht der Staatsanwaltschaft dann mit einem Kissen erstickt worden, die Leiche hätten die Angeklagten in einer Kiesgrube hinter der französischen Grenze vergraben. Der Prozess endet am 7. September 2007 mit Freisprüchen für alle Angeklagten, am 13. Januar 2009 verwirft der Bundesgerichtshof die Revision der Staatsanwaltschaft.

In ihrem Buch schildert „Spiegel“-Reporterin Gisela Friedrichsen noch einmal alle Umstände des Falles, der ihrer Meinung nach aufgrund einseitiger Ermittlungen, Widersprüchen in den Geständnissen, fragwürdigen Vernehmungsmethoden und zweifelhaften Gutachten zu einem Justiz-Skandal mutierte.

Den Pascal-Prozess zu strukturieren und der Frage nachzugehen, warum fünf der Angeklagten gestehen, einen Mord begangen oder beobachtet zu haben, obwohl das wahrscheinlich nicht der Fall ist, erscheint als Aufgabe gewaltig: Die Hauptverhandlung im Pascal-Prozess umfasste 147 Tage, 294 Zeugenvernehmungen und tausende Seiten Aktenmaterial. Gisela Friedrichsen, die als bekannteste und erfahrenste Gerichtsberichterstatlerin Deutschlands gilt und seit 1989 für den „Spiegel“ arbeitet, legt in ihrem Buch plausible Gründe dafür dar, dass die Ermittlungen von Anfang an vom Erfolgsdruck bestimmt waren und dieser Druck an die Zeugen weitergegeben wurde.

Nur so sei unter anderem zu erklären, warum die beiden Halbschwestern von Pascal kurz nach dessen Verschwinden gestanden, die ältere habe den Fünfjährigen erschlagen – eine Tatversion, die sich als Phantasieprodukt der unsäglichen Einvernahmesituation entpuppte. Als Ende 2002 die Tosa-Klausen als möglicher Tatort in den Blickpunkt der Ermittler gerät, sind dort auch schnell die passenden Verdächtigen gefunden: Die Lebensgeschichte der wichtigsten Angeklagten bzw. Zeugen, die Friedrichsen nachzeichnet, machen das Bild greifbarer.

Es sind Personen, die vom Schicksal nicht verwöhnt wurden, die durch anhaltenden Alkoholkonsum geschädigt sind und deren Intelligenz teilweise im Bereich des Schwachsinn liegt. Menschen, die von Gutachtern als besonders empfänglich für Suggestionen eingestuft werden und die mit der harten Vernehmungssituation nur umgehen können, indem sie entweder alles, auch völlig Ersichtliches leugnen oder aber alles gestehen – wenn es ihnen in den Mund gelegt wird (Zitat eines Ermittlers: „Ich sage Ihnen jetzt mal genau, wie das war“), selbst wenn es noch so unwahrscheinlich ist.

Die Tosa-Klausen mit Wirtin und Stammgästen gerät in die Ermittlungen um Pascal, als der Pflegemutter des Sohns einer Angeklagten der Verdacht kommt, ihr Pflegekind sei sexuell missbraucht worden. Über Monate hinweg protokollierte die Pflegemutter die Gespräche mit dem Kind. So lange, bis er immer mehr Personen beschuldigte, und so lange, bis es irgendwann auch um Pascal ging, von dem der Junge zuerst gesagt hatte, er kenne ihn nicht. Die Notizen der Pflegemutter werden jedoch von keinem der Er-

mittler angezweifelt, sondern dienen als Grundlage für die Verhöre. Dass der Sohn der Ziehtochter von Wirtin Christa sich häufig in der Kneipe aufgehalten hat, ist erwiesen – von Pascal gibt es jedoch keine einzige Spur und niemanden außer den Verdächtigen, der ihn dort gesehen hat.

Gisela Friedrichsen legt anhand der Akten plausibel dar, wie die Verhöre durch die Polizei gelenkt wurden und eine bestimmte Eigendynamik entwickelten, an deren Ende wirre Geständnisse standen, die ständig geändert und mehrmals widerrufen werden. Beispielsweise tauchen die Fotos, die Hauptangeklagte Christa von dem Missbrauch an den Kindern gemacht haben soll, genau an dem Tag in den Verhörprotokollen auf, an denen diese Nachricht von der Pflegemutter weitergegeben wurde.

Der Mechanismus, der debile, gestörte und randständige Personen zu Aussagen gemäß den Erwartungen oder Überzeugungen der Polizei verleitet, wird von den ermittelnden Beamten als „Versuchsballon steigen lassen“ bezeichnet. Vermutete Tatversionen werden den Verdächtigen vorerzählt, die diese größtenteils einfach bestätigen. Ein weiterer gravierender Mangel der Ermittlung ist auch in der Verschriftlichung der Verhöre zu sehen, wie ein Abgleich mit Videoaufnahmen zeigt, und wo an zentralen Stellen nur Zusammenfassungen gebracht wurden.

In ihrer Auseinandersetzung mit dem Urteil kritisiert Gisela Friedrichsen die Formulierung der Freisprüche, die der Vorsitzende Richter damit begründet, dass weder der Nachweis der Schuld noch der Nachweis der Unschuld gelungen sei. Die Autorin fragt zu Recht, seit

wann Angeklagte ihre Unschuld beweisen müssen und sieht die Angeklagten einem „Volkszorn“ ausgeliefert, da der Makel des Verdachts an ihnen hängen bleibe. „Gegen einen Freispruch kann ein Angeklagter sich nicht wehren. Es steht ihm kein Rechtsmittel zur Verfügung, wenn ein Gericht ihm dabei nachsagt, ‚höchstwahrscheinlich‘ habe er die Tat doch begangen. Das Saarbrücker Gericht urteilte pflichtgemäß ‚im Zweifel für die Angeklagten‘. Im Grunde aber urteilte es ‚im Zweifel gegen die Angeklagten‘“ (S.219).

Ein Resümee zu Friedrichsens Buch, das seit seiner Veröffentlichung kontrovers diskutiert wird, fällt schwer. Die Dokumentation des bewegenden Prozesses ist beeindruckend – das Ergebnis jedoch nicht zufriedenstellend. Vieles, was Friedrichsen darlegt, erscheint plausibel und wirft die Frage nach der Fehleranfälligkeit eines Rechtsstaats auf. Das schiefe Bild, das von den vermeintlichen Tätern in der Öffentlichkeit gezeichnet wurde, kann hierdurch korrigiert werden. Auf der anderen Seite gewinnt der Leser den Eindruck, dass es auch Friedrichsen nicht um eine objektive Darstellung des Falles geht, sondern um eine Schlacht, die sie ausficht – hier für die vermeintlichen Täter, ihrer Meinung nach die Opfer.

Die größten Opfer bzw. Verlierer des Prozesses, die Kinder Pascal und Andi, Sohn der Ziehtochter von Wirtin Christa und massiv in den Prozess eingebunden (auch Friedrichsen weist in ihrer Argumentation zu einem großen Teil auf die Aussagen und Protokolle von Andis Pflegemutter hin), fallen mehr oder weniger unter den Tisch.

Melanie Verhovnik, Eichstätt

Liane Rothenberger: Von elitär zu populär? Die Programmentwicklung im deutsch-französischen Kulturkanal arte. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft 2008 (= Forschungsfeld Kommunikation, Band 27), 470 Seiten, 49,00 Euro.

Eigentlich ist es kaum zu glauben. Da startet am 30. Mai 1992, mitten im Aufstieg des kommerziellen Fernsehens, ein deutsch-französischer Kulturkanal mit europäischer Ausrichtung – und existiert immer noch, obwohl inzwischen das kommerzielle Fernsehen dominiert und das Zuschauerverhalten nachhaltig verändert hat. Für dieses Phänomen gibt es eine kardinale Erklärung: arte verdankt seine Entstehung dem politischen Willen des deutschen Bundeskanzlers Kohl und des französischen Staatspräsidenten Mitterand. Heute, darin sind sich, wie Liane Rothenberger ausführt, die Realisierungsväter Dietrich Schwarzkopf und Jérôme Clément einig, wäre eine solches Projekt nicht mehr möglich.

Arte ist aber so fest etabliert, dass es auch nicht mehr möglich ist, diese Gemeinschaftsgründung zu beenden. Trotz fortbestehender Imponderabilien denkt keine Seite daran, auf den Ausschalter zu drücken, obwohl der Marktanteil unverändert gering ist. In Frankreich lag er 2008 beim analogen terrestrischen Empfang (ab 19 Uhr) bei 2,8 Prozent (minus 0,4 Prozent), beim Gesamtumfang bei 1,7 Prozent (minus 0,1 Prozent) und in Deutschland bei nur 0,6 Prozent (minus 0,1), was zu einem großen Teil an der Konkurrenz von 3sat liegt.

In der Fernsehgeschichte wurde wohl nie ein komplizierteres Fernsehprojekt als arte aus der Taufe gehoben. Das verdeutlicht die Dis-

sertation von Liane Rothenberger nahezu auf jeder Seite. In der Tat, arte ist regulatorisch, organisatorisch, programmlich und interkulturell ein einzigartiges Projekt. Seine Gründung durch Staatsvertrag führte zu einem systembrechenden Status sui generis. Auf französischer Seite musste man akzeptieren, dass arte nicht in die Staatsholding France Télévisions (in der die öffentlich-rechtlichen Fernsehprogramme zusammen gefasst sind) integriert und damit in Staatsnähe gerückt werden kann, und auf deutscher Seite, dass der französische Staat mit 25 Prozent an dem Mitveranstalter ARTE France beteiligt ist, eine Situation die in Deutschland aus verfassungsrechtlichen Gründen wegen der Staatsfreiheit des Rundfunks unzulässig ist.

Schon die Namensgebung geriet in einen langwierigen Diskussionsprozess, der mit dem programmassoziativen französischen Akronym arte (Association Relative à Télévision Européenne) endete und heute ein Markenbegriff ist. Auch die Eröffnungssendung signalisierte, wie sehr sich die deutschen und die französischen Programmvorstellungen unterscheiden. Dahinter verbirgt sich der enge, stärker elitär ausgerichtete französische und der weite, mehr sozial und pädagogisch geprägte deutsche Kulturbegriff.

Ein multinationales Programm zu machen, nähert sich an vielen Stellen der Quadratur des Kreises. Vieles muss vereinbar gemacht oder jedenfalls berücksichtigt werden: die unterschiedlichen Sehgewohnheiten und Informationsstände der nationalen Publika, die zeitlich verschobenen Ein- und Umschaltzeiten (insbesondere der Beginn der abendlichen Hauptsendezeit), aber auch die andere Erzählweise und

das journalistische Selbstverständnis. Der französische Journalist sieht sich im Allgemeinen als Teil des herrschenden Systems. Seine Haltung ist daher stärker personalisiert und weniger kritisch als die seines deutschen Kollegen, der aus französischer Sicht als distanziert und sehr kritisch vor allem gegenüber dem eigenen Land betrachtet wird. Folglich verwundert es nicht, dass arte bereits acht Programmreformen hinter sich hat. Dennoch sei es gelungen, resümiert die Autorin, dass die divergierenden Programmvorstellungen allmählich zusammenwachsen.

Nicht überwindbar ist die Sprachbarriere. Weil der Moderator nur eine Sprache spricht, kann er immer nur ein Publikum ansprechen. Das andere Publikum muss er mit der Voice-over-Technik erreichen, die nicht nur einen Verlust der emotionalen Komponente, sondern wegen der Übersetzung zudem einen längeren zeitlichen Produktionsvorlauf zur Folge hat. Darin liegt auch der Grund, dass arte zugunsten von Programmüberleitungen mit ästhetischen Elementen auf personenbegleitete Programmführung verzichtet. Zweisprachigkeit macht es generell schwer, wortlastige Sendungen anzubieten. Deswegen enthält das arte-Programm nur wenige Gesprächsrunden und keine Shows, dafür aber viele Kino- und Fernsehfilme.

Alle diese und noch zahlreiche weitere Aspekte behandelt Rothenberger in ihrer am Lehrstuhl Journalistik I der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt eingereichten Dissertation sehr eindringlich, überlegt und anschaulich, wenn sie mitunter auch etwas zu lange Umwege zum Ziel einschlägt und die Ergebnisse komprimierter

hätten dargestellt werden können. Stupende Erkenntnisse fördert der empirische Teil zutage, in dem die Programmentwicklung über mehrere Jahre strukturell und die Kultursendung „Metropolis“, das Pendant zur „Kulturzeit“ von 3sat, inhaltlich analysiert wird. Die dabei gewonnenen Erkenntnisse beantworten die Forschungsfrage: Arte hat durch intensivierte Einsatz von Magazinen, insbesondere von Wissensmagazinen, Film- und Fernsehserien und auch Kochsendungen einen spürbaren, auf eine Verjüngung der Zuschauer zielenden Programmwechsel von der anfänglichen hochkulturellen Ebene hin zu einem populäreren, aber unvermindert guten Angebot vollzogen.

Im kommenden Sommer wird Sarah Wiener in der Provence weiterkochen, diesmal mit Kindern. Und dennoch erhebt sich die Frage, warum der minimale Marktanteil eher sinkt als steigt. Das Unikat braucht keine Quotensiege, es manifestiert den Sieg über die Quote. Denn arte ist immer noch ein lebendiges interkulturelles und programmliches Experimentierfeld, auf dessen Substrat innovative Formate und Sendungen gedeihen, die unsere transnationalen Kenntnisse und Sichtweisen erweitern und Grundlage für erste Umriss eines europäischen Fernsehens sein können.

Victor Henle, München

Karl Nikolaus Renner: Fernsehjournalismus: Entwurf einer Theorie des kommunikativen Handelns. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, UTB 2007, 522 Seiten, 19,90 Euro.

„Einfache Fragen sind die besten Fragen“ beginnt das umfängliche Werk des Mainzer Publizistik-Pro-

fessors Karl Nikolaus Renner, um sich dann auf den Weg zu machen, eine Darstellung des „Schmuddelkindes“ Fernsehjournalismus in Theorie und Praxis zu unternehmen. Was mich als Praktiker, der die vergangenen vierzig Jahre in diversen Fernsehsendern mit diesem Schmuddelkind verbracht hat und tausende Produktionen von Fernsehjournalismus hergestellt, organisiert, verantwortet hat, der auch selbst an Universitäten Fernsehen lehrt, an diesem Buch interessierte, war die Durchdringung dieses so allgemein bestens bekannten und doch so unerforschten Gebietes. Würde ich auf neue Erkenntnisse stoßen, etwas über die eigene längst selbstverständlich gewordene Praxis erfahren oder besser verstehen können?

Das erste Kapitel widmet sich der Klärung der Begriffe, und schon da führt Renner aus, dass das Thema des Buches, der Fernsehjournalismus, der in der Praxis seit langem eine gigantische Präsenz hat, in der Wissenschaft diffus und schwer handhabbar ist. Was im Printbereich und sogar im Online-Journalismus begrifflich begrenzbar ist, gerät im Fernsehen an den Rand der wissenschaftlichen Fassbarkeit. Journalistendarsteller und Medienanimateure beherrschen die Szene.

Das Buch stellt die sehr heterogenen Definitionsansätze dar und lässt die Frage offen, ob „sich durch den Medientransfer des Journalismus ins Fernsehen die journalistischen Handlungsmöglichkeiten so sehr verändern, dass dies die zentralen Merkmale des Journalismus berührt“. Die Ebenen von Kamera, Schnitt, Geräuschen, Musik, Fiktionalisierung und Personalisierung, Teamarbeit und Entertainmentcha-

rakter behindern eine analytische Durchdringung des Themas.

Der Autor versucht sich im zweiten Abschnitt einer theoretischen Grundlegung des kommunikativen Handelns im Fernsehjournalismus über die Begriffe von Kommunikation und Zeichen zu nähern. Als Paradigma wählt er die Sprecher-Hörer-Situation der Alltagskommunikation, Kommunikation als Verhalten. Über das metakommunikative Axiom von Paul Watzlawick kommt Renner zu den Kommunikationsinstrumenten nach dem Organon-Modell von Karl Bühler, um dann zur Semiotik und zum integrativen Zeichenmodell von Rudi Keller zu gelangen.

Renner arbeitet an der begrifflichen Einfassung des vieldimensionalen Geschehens einer Bild-Text-Kommunikation wie Fernsehen, die ja stets eine kaum eingrenzbar Vielfalt kommunikativer Substanz einem Rezipienten zur Interpretation anbietet. „Die rapiden Entwicklungen der modernen Kommunikations- und Informationstechnologie sind nur ein Beispiel dafür, welche enormen Anforderungen derartige Veränderungen an die menschliche Kommunikationsfähigkeit stellen“ (S.140).

Auch das Drei-Ebenen-Modell von John R. Searle für den Sprechakt setzt die komplexe Grundlegung einer kommunikativen Theorie fort, die am Beispiel der Kommunikations-Strategie des Service-Journalismus abgehandelt wird. Der Autor integriert in seine Modellentwicklung auch das Mehr-Ebenen-Modell von Manfred Muckenhaupt, das sich in der Definition des kommunikativen Handelns mit Bildern problemlos an die Sprechakththeorie anschließen kann. Die Komplexität einer wissenschaftlichen Ein-

ordnung von Fernsehbildern nutzt der Autor dann aber auch, um die Schwierigkeit einer kommunikationswissenschaftlichen Auseinandersetzung mit den „Darstellungseffekten“ der audiovisuellen Medien aufzuzeigen.

Hier nimmt das Buch einen Rekurs auf die Kooperation von Sprecher und Hörer im Sprechakt, also in der Face-to-Face-Kommunikation, um schließlich zum Systemcharakter der Kommunikation vorzustoßen. Dabei spielen auch die physikalischen Aspekte der Kommunikationsbeziehungen eine wesentliche Rolle. Auch das klassische Kommunikationsmodell von Shannon und Weaver wird von Renner in einen komplexeren, zeitgemäßen Zusammenhang gestellt.

Selbst der Text wird in dieser Betrachtungsweise als komplexes Kommunikationsinstrument begriffen, da er medial vielfältig transformiert wird. Aufgezeigt wird dies in einer exemplarischen Analyse eines Fernsehbeitrags, eines Sportberichtes über ein Fußballspiel, die eine Kategorisierung der journalistischen Textgattungen einleitet. Am Beispiel der inneren und äußeren Kommunikationszusammenhänge von Gesprächssendungen wird das Thema des Textes fortgeführt. Mit der Betonung der Kooperations-Beziehung zwischen Sprecher und Hörer beendet Renner das Kapitel und weist auf den unausgesprochenen Vertrag zwischen „Sprecher“ und „Hörer“ hin, der immer auch so etwas wie einen „Kaufvertrag“ darstellt.

Das abschließende vierte Kapitel des Buches wendet nun die gesammelten kommunikationswissenschaftlichen Perspektiven auf das Feld des Fernsehjournalismus an. Es stellt die Frage nach der

Organisation der audiovisuellen Ausdruckssubstanz. Die Sprach-Bild-Relation wird an vielfältigen Beispielen exemplifiziert. Alle jene Themen, die den Fernseh-Praktiker täglich beschäftigen, werden hier aus wissenschaftlicher Perspektive analysiert. Die Anwendung der Zeichentheorien auf die Fernsehpraxis erlaubt einen neuen, anderen Blick, der sich dennoch mit den Alltagserfahrungen deckt, z.B. die Frage des Aussagewunsches bei Bild- und Textproduktion stets als zentralen Begriff erscheinen lässt.

Die Mehrfachautorenschaft durch ein Team stellt den Journalismus im Fernsehen in eine von anderen Medien völlig verschiedene Gattung, die dann auch in eine Veränderung des Journalismus durch das Fernsehen mündet, so Renner in seinen systemtheoretischen Betrachtungen. Natürlich werden Verständlichkeit, Authentizität, Unabhängigkeit des Fernsehjournalismus diskutiert, die in eine besondere medien-spezifische Art des Journalismus münden.

Als Konsequenz ergibt sich für den Autor, dass der Fernsehjournalismus „in einer permanenten Spannung zwischen den Anforderungen der Kommunikations-gattung des Journalismus und den Gegebenheiten und Möglichkeiten des Mediums Fernsehen“ steht, „die es stets aufs Neue auszubalancieren gilt“ (S.483). Für den Praktiker ist das Buch eine lehrreiche, andere Perspektive auf scheinbare Gewissheiten des eigenen Fernseh-alltags, Reflexionsmodell für eine komplexe Kommunikationswelt, deren Auswirkungen und Risiken in der globalen Struktur der Medien nicht hoch genug eingeschätzt werden können.

Jochen Kölsch, München

Stefan Piasecki: „Das Schaufenster des Schreckens in den Tagen des Zorns.“ Eine inhaltliche Analyse der Darstellung von Islam, Islamismus und islamischer Religiosität in der Berichterstattung über den Karikaturenstreit in Spiegel, Stern und Focus sowie ihre Wirkung auf eine säkularisierte Gesellschaft und ihre Tradition von christlicher bzw. islamischer Religiosität. Marburg: Tectum Verlag 2008, 473 Seiten, 29,90 Euro.

Wie gehen Medien und Medienmacher mit religiösen Phänomenen um, und welche Wirkung kann ihre Berichterstattung auf die Rezipienten haben? Diese beiden Fragen stehen im Mittelpunkt der am Fachbereich Geisteswissenschaften der Universität Duisburg-Essen eingereichten Dissertation von Stefan Piasecki. So interessant das Forschungsfeld, so ernüchternd das Ergebnis: „Es gibt in den Medien weithin kaum Interesse an und Verantwortungsgefühl für religiöse Themen, die Erinnerung in religiösen Dingen ist sehr kurz, das Bestreben nach differenzierter und vorurteilsfreier Darstellung von Themen unterentwickelt“ (S.393).

Das Unvermögen der Journalisten, differenziert über religiöse Phänomene zu schreiben, zeigt sich für den Autor in der Berichterstattung über den Karikaturenstreit im Frühjahr 2006. Anhand der drei Wochenmagazine „Spiegel“, „Stern“ und „Focus“ untersucht er, wie die Leser über die Hintergründe und Vorgänge des Karikaturenstreits informiert wurden und ob die islamische Religiosität dabei auch Erwähnung und Erklärung fand. Dafür analysiert Piasecki unter anderem die Titelblätter zum Karikaturenstreit, die Überschriften, die Ankündigungen im Inhaltsverzeichnis, die Länge

der Texte, die Zwischenüberschriften, die Gestaltung des Layouts und die verwendeten Bilder.

Neben diesen vorwiegend formalen Kriterien untersucht der Verfasser die inhaltliche Struktur der Artikel. Er will u. a. wissen, inwiefern Xenismen und verfestigte Denkmuster in den Artikeln auftauchen. Piasecki stellt fest, dass jene Beiträge überwiegen, die den Islam als bedrohlich darstellen – deutlich seltener wird eine differenzierte Haltung eingenommen. Fatal sei auch das oft fehlende Zusammenspiel von Textinhalt und Gestaltung des Artikels, sodass ein stimmiges Gesamtbild des Sachverhaltes nicht entstehen kann. Ein weiteres Ergebnis der Studie ist, dass der Karikaturenstreit meist nur unter außenpolitischen oder wirtschaftlichen Gesichtspunkten von den Journalisten betrachtet worden sei. Die Frage, welche Rolle Religion überhaupt in der dänischen Gesellschaft spielt, sei dabei gänzlich unter den Tisch gefallen.

Einen weiteren Schwerpunkt der vielschichtigen Arbeit legt der Verfasser auf das Verhältnis der deutschen Gesellschaft zur Religion und die Folgen der Säkularisierung. Seine Kernaussage dazu lautet, dass von einem religiösen Allgemeinwissen nicht mehr ausgegangen werden könne und damit einhergehe, „dass ohne Wissen um auch kein Verständnis für ein Phänomen entwickelt werden kann“ (S. 48). Dies betrifft auch die Journalisten. Doch genau dieses Unverständnis für religiöse Phänomene berge ein großes Gefahrenpotential in sich. Muslimen werde so vermittelt, dass die Deutschen eine Gesellschaft ohne Religion seien und daraus folgend die Basis für einen gemeinsamen Dialog fehle. Dieser

Eindruck dürfe aber nicht entstehen, da die Religion immer wichtiger werde für die interkulturelle Kommunikation.

Daher fordert der Autor, dass deutsche Journalisten wieder ein größeres Gespür für religiöse Phänomene entwickeln müssten und wenn nötig, auch von gewohnten Denkmustern einmal abweichen sollten. Dass dies oft nicht geschehe, habe sich auch in der Berichterstattung über den Karikaturenstreit gezeigt. „Die säkularisierende Sicht auf die Proteste und ihre Ursprünge ist ein Merkmal westlicher Autoren, trifft aber nicht die islamische Sicht – und ist damit ein Schwachpunkt für das Bemühen um Verständnis und Aufklärung der als beunruhigend empfundenen Proteste“ (S. 371). In einer multireligiösen Gesellschaft müssen Journalisten, die über Religion schreiben, sich aber auch in dieses Feld hineinversetzen können. Ansonsten werden sie ihrer öffentlichen Rolle nicht gerecht. Von der Religionspolitik fordert der Autor einen Beitrag zur Nachrichtenwerttheorie ein, „damit religiöse Topoi im medialen Diskurs nicht nur eingesetzt, sondern auch dezidiert analysiert werden können“ (S. 405).

Nicole Stroth, Regensburg

Dominik Burkard: Presse und Medien. In: Erwin Gatz (Hg.): Geschichte des kirchlichen Lebens in den deutschsprachigen Ländern seit dem Ende des 18. Jahrhunderts. Band VIII: Laien in der Kirche. Freiburg: Herder Verlag 2008, 656 Seiten, 80,00 Euro, dort S. 559-602.

Über die Geschichte der katholischen Presse in Deutschland gibt es bereits eine Reihe umfassender

kommunikationswissenschaftlicher und historischer Darstellungen. Diesen schließt sich ein Beitrag an, der aus einer speziellen historischen Perspektive die Entwicklung katholischer Medien darstellt und als Schlusskapitel im jetzt erschienenen Band „Laien in der Kirche“ veröffentlicht ist (dem Abschlussband VIII der „Geschichte des kirchlichen Lebens in den deutschsprachigen Ländern seit dem Ende des 18. Jahrhunderts“).

Verfasser des Kapitels „Presse und Medien“ ist der Würzburger Professor für Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit Dominik Burkard. Die Überschrift des Kapitels zeigt schon, dass der Schwerpunkt der Darstellung auf der katholischen Presse liegt, wenn auch die Entwicklungsgeschichte des katholischen Buches und die kirchlichen Aktivitäten in Film, Rundfunk, Fernsehen und elektronischen Medien eingearbeitet sind.

Ausführlich zeichnet der Verfasser die Ausgangssituation am Anfang des 19. Jahrhunderts mit der ambivalenten Haltung der Kirche gegenüber der Presse nach, die Kämpfe gegen die „weltliche schlechte Presse“ und die Bemühungen um eigene Organe zur „Verbreitung der Glaubenswahrheit“ sowie das Ringen um Pressefreiheit in Politik und Kirche. In der ersten Blüte katholischer Blätter nach der Mitte des 19. Jahrhunderts spielten im Gegensatz zu den anderen kirchlichen Bereichen Laien noch

keine entscheidende Rolle, Vorkämpfer waren meistens Priester (daher „Kaplanspresse“ genannt). Bemerkenswert ist, dass in dieser Zeit das Ziel katholischer Presse – „zweite Kanzel“ oder „Zeitung“ – ebenso umstritten war wie ein Jahrhundert später, und aufschlussreich ist, dass es bereits damals den Ruf nach einer „großen katholischen Wochenzeitschrift“ gab.

Die Entwicklungen seit 1945 bis zur Gegenwart werden etwas knapp und vorwiegend aus institutionellem und organisatorischem Blickwinkel dargestellt. Zum besseren Verständnis der turbulenten Synodenzeit um „Publik“ und „Gesamtkonzepte“ hätten Erwähnungen inhaltlicher Konzept-Kontroversen beitragen können. Während in den Konzeptauseinandersetzungen des 19. Jahrhunderts auch Namen von einflussreichen Gestaltern genannt werden, fehlen diese aus der Zeit der Neuorientierung der katholischen Presse nach Konzil und Synode (etwa die Bischöfe Heinrich Tenhumberg und Georg Moser und die Laien Otto B. Roegele und Michael Schmolke). Die Lektüre des Kapitels „Presse und Medien“ erweckt deshalb vorwiegend Déjà-vu-Erinnerungen an die beiden letzten Jahrhunderte, in denen im deutschsprachigen Gebiet engagierte katholische Laien und Kleriker kirchliche Presse als tragendes Kommunikationsmittel einer Milieukirche gestalteten, die inzwischen in der pluralistischen Säkulargesellschaft aufgegangen ist.

Ferdinand Oertel, Aachen